

Seite 10
verwittert

Seite 5
vereint

Seite 16
verschönert

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

13. Jahrgang 2010
Heft 4

KALONYMOS

Muzyka Mieczysława – Andante, attacca

Der jüdisch-polnisch-russische Komponist Mieczyslaw Weinberg

Michael Brocke und Annette Sommer

AS Zu einer Zeit, in der alle mit Musik befasste Welt über Gustav Mahler spricht – dieses Jahr feiern wir seinen 150. Geburtstag, 2011 gedenken wir des einhundertsten Todestages – machen Sie mich auf einen anderen jüdischen Komponisten aufmerksam, dessen Name mir unbekannt war und von dem wohl auch sonst nur wenige in unseren Regionen gehört haben – eine Künstlerpersönlichkeit, die es, wie mir scheint, unbedingt zu entdecken und zu würdigen gilt. Wer war Mieczyslaw Weinberg, und wie sind Sie auf diesen außergewöhnlichen Musiker gestoßen?

MB Mir begegnete der Name Mieczyslaw Weinberg zum ersten Mal, als ich von einer Einspielung seiner zahlreichen Streichquartette las. Ich besorgte einige CDs und war sogleich angetan von dieser Musik – zunächst auch, weil ich Einflüsse der besonderen Tonsprache Schostakowitschs, die ich sehr schätze, wiedererkennen konnte – aber eben auch anderes, eigentümlich eigenes. Mieczyslaw Weinberg, auch Mosche und Moisej Vaynberg genannt, wurde 1919 in Warschau geboren. Erste musikalische Erfahrungen machte er als Pianist und Ensembleleiter eines jüdischen, d.h. jiddischen Theaters, in dem sein Vater als Komponist und Geiger tätig war. Dank seiner außergewöhnlichen musikalischen Begabung wurde er mit zwölf Jahren Klavierschüler des Warschauer Konservatoriums.

AS 1919 als Jude in Warschau geboren! Wann trafen ihn persönlich die Schrecken des nationalsozialistischen Terrors?

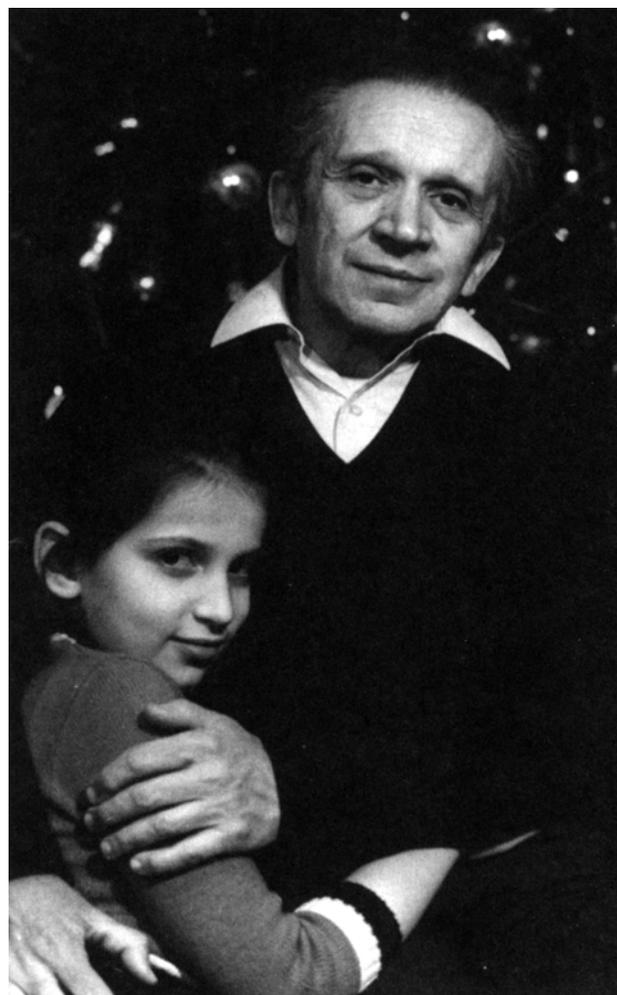
MB Von Anfang an. Der deutsche Überfall auf Polen 1939 zwingt Weinberg zur Flucht. Seine Schwester ist deren Strapazen nicht gewachsen, kehrt um. Sie wird mit den Eltern später umgebracht. Weinberg gelangt zunächst nach Weißrussland und nach dem Überfall auf die UdSSR flieht er erneut – nach Usbekistan.

AS Weinbergs musikalische Laufbahn begann als Pianist. Wann fing er an zu komponieren?

MB Bereits im weißrussischen Minsk, wo er die Kompositionsklasse eines Schülers von Rimski-Korsakow besucht. 1943 kommt er auf Einladung des russischen Komponisten Dimitri Schostakowitsch (1906–1975) nach Moskau. Hier lebt er bis zu seinem Tod 1996. Schostakowitsch war auf Weinbergs erste Symphonie aufmerksam geworden, die ihn neugierig macht, den jüngeren Kollegen kennenzulernen. Aus dieser Begegnung entwickelt sich in gegenseitiger Achtung vor Person und Werk des anderen eine tiefe Freundschaft, die ein Leben lang hält. Während Weinberg seinem Freund Ehre erweist, indem er bei dessen Uraufführungen als Pianist mitwirkt – bei Schostakowitschs 10. Symphonie sind sogar beide Komponisten beteiligt – so lässt Schostakowitsch keine Gelegenheit aus, um Freunden und Kollegen Weinbergs Musik zu empfehlen und nahezubringen.

AS Was das Komponieren betrifft, so ist immer wieder die Rede davon, dass der ältere den jüngeren

Mieczyslaw Weinberg
(1919–1996)
Weihnachten 1980,
mit seiner Tochter Anna



Mieczyslaw Weinberg
bei der Arbeit



Unser Gespräch über M. Weinberg verdankt sich u.a. dem ausgezeichneten Band der Zeitschrift „Osteuropa“: „Die Macht der Musik. Mieczyslaw Weinberg. Eine Chronik in Tönen“

Hier sind zahlreiche lesenswerte und tiefeschürfende Beiträge zu Leben und Werk Weinbergs versammelt. Dabei liegt eine CD mit dem Quartett Nr. 6, op. 35 und einer Sonate für Klarinette und Klavier op. 28, in der Version für Bratsche und Klavier. Der Zyklus aller 17 Streichquartette mit dem belgischen Quatuor Danel nähert sich der Vollendung, er erscheint bei cpo. Weitere Aufnahmen von Weinbergs Werken findet man bei Hänssler classic, Chandos, Olympia und weiteren Produzenten. Die Oper „Die Passagierin“, bei den Bregenzer Festspielen 2010 aufgeführt, ist bei neos als DVD und blu-ray disc erschienen.



Manfred Sapper, Volker Weichsel (Hg.): Die Macht der Musik. Mieczyslaw Weinberg: Eine Chronik in Tönen. 208 S., 60 Abb., 1 Audio-CD. Berlin: BWV 2010. ISBN 978-3-8305-1710-8. 22 Euro. (Alle Abbildungen aus diesem Band)

Kollegen beeinflusst habe – Weinberg selbst zählte sich ja zu Schostakowitschs Schülern, obwohl er nie bei ihm studiert hatte. Doch kann man nicht ebenso umgekehrt sagen, dass sich durchaus auch Schostakowitsch durch Weinberg in seinem kompositorischen Schaffen hat anregen lassen?

MB Ja, ganz gewiss! Nur eines von mehreren Beispielen ist Weinbergs außergewöhnliches 6. Streichquartett, dessen Spuren eindeutig in Schostakowitschs einige Jahre später geschriebenem 4. und 5. Streichquartett wiederzuerkennen sind. Beide Komponisten arbeiteten mit den unterschiedlichsten Gattungen. Vor allem schrieben sie Symphonien, Konzerte, Streichquartette und andere kammermusikalische Werke – ja, auch eine Reihe von Opern, und Filmmusik. Doch so deutlich der Einfluss Schostakowitschs auf Weinberg auch war: Weinberg bewahrte ein höheres Maß an stilistischer Unabhängigkeit als die meisten seiner sowjetischen Kollegen. So distanzierte er sich vom offiziellen akademischen Konservatismus und teilte nicht die Begeisterung der jüngeren Generation für die damals verbotenen Modernismen westlicher Komponisten.

AS Gerade diese Unabhängigkeit in seinem Musikstil hat Weinberg ja auch in große Schwierigkeiten gebracht.

MB Allerdings. So war das eben erwähnte 6. Streichquartett auf die Liste verbotener Werke gesetzt worden, die im Februar 1948 in Andrej Shdanows Kampagne gegen den Formalismus veröffentlicht wurde. Zwar konnte man die restriktiven Maßnahmen nicht lange aufrecht erhalten, doch wie lähmend sie wirkten, ist vor allem daraus zu sehen, dass Weinberg erst nach neun Jahren wieder zu derselben Besetzung zurückfand. Darüber hinaus war die doch etwas elitäre kammermusikalische Gattung „Streichquartett“ kaum geeignet, den Vorwurf „volksfeindlicher Tendenzen“ zu entkräften.

AS Was war denn mit der „antiformalistischen Kampagne“ gemeint? Was hat man Weinberg an der Art seines Komponierens vorgeworfen?

MB Abgesehen von der Willkür der Etikettierung als „formalistisch“ ist gerade dieses 6. Streichquartett besonders gekennzeichnet durch seinen forschenden Charakter. Und die Ansprüche, die es an den Hörer stellt, übersteigen das, was Schostakowitsch oder auch Weinberg selbst bis zu diesem Zeitpunkt an Quartetten geschrieben hatten.

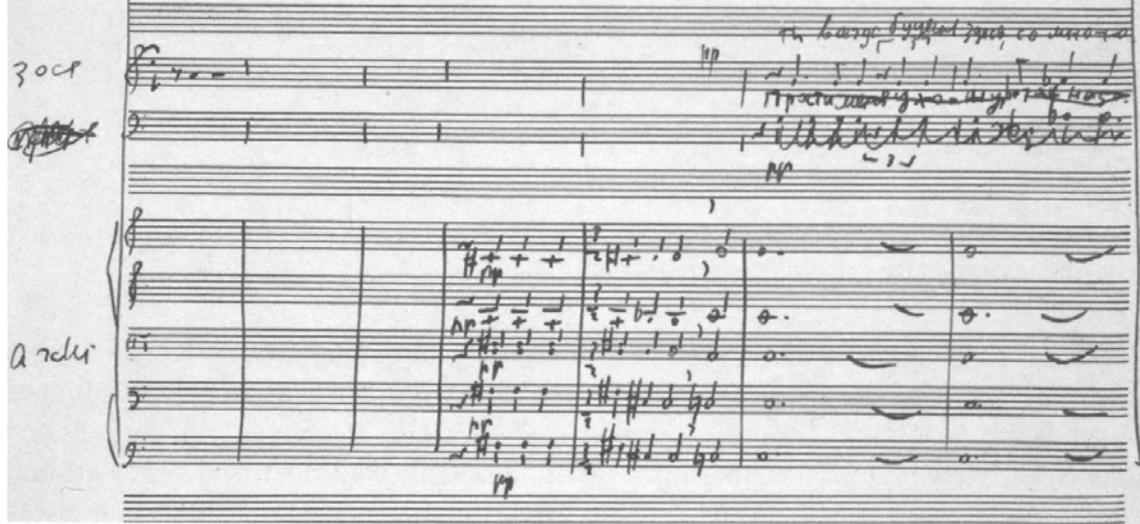
AS Also meint Formalismus hier das „Ausbrechen“ aus den vertrauten Formen und wohl auch Inhalten?

MB Ja, und man vermutet sogar, dass Schostakowitsch durch dieses sechste Weinbergsche Quartett zu den – wie es heißt – „phänomenalen Erfindungen“ und „emanzipierten Strukturen“ seiner späteren Quartette 4 und 5 angeregt wurde.

Weinbergs Nr. 6 ist – wie die meisten seiner anderen Quartette auch – eine beunruhigende, konfliktgeladene, experimentelle Musik, die nicht den Erwartungen des herrschenden politischen Systems entsprach. Sie war zu „problematisch“, zu „gebrochen“... Machthaber fordern einen eher triumphalistischen Tonfall ein. Aber Sie sind die Musikerin! Was würden Sie sagen, was charakterisiert die Musik Weinbergs?

AS Auf Weinbergs Streichquartette bezogen entdeckte ich tatsächlich das, was Sie andeuten: Weinberg bewegt sich zwar hinsichtlich Form und Tonalität in den Grenzen der traditionellen Musik, er drängt und bricht aber ständig aus ihnen hinaus. Auch setzt er sich über Vertrautes hinweg, so über die übliche Anzahl der Sätze: Quartette mit nur einem einzigen Satz (8 und 13), dagegen aber auch eins mit neun Sätzen (15); er ändert die Anordnung der Sätze: oft wählt Weinberg für Kopf- und Schlußsatz – entgegen üblicher Praxis – langsame, getragene Tempi. Er übergeht traditionelle Satzbezeichnungen: In den Streichquartetten 13, 14 und 15 verzichtet er auf die gebräuchlichen italienischen Satzangaben und ersetzt sie schlicht durch Metronomziffern, womit er es weitgehend den Interpreten überlässt, den Charakter seines Werks zu entdecken. Melodisch und harmonisch reicht das Spektrum sehr weit, von der – vor allem jüdischen – Folklore bis hin zu Zwölftonelementen. Und im letzten Satz des 7. Quartetts entwickelt sich das originelle Thema fast zwangsläufig zu einer erstaunlichen Jazzvariation.

Die Sätze sind in sich charakterlich keineswegs einheitlich, sondern wechseln in Tempo und Dynamik gern und überraschend von einem Extrem ins andere. Weinbergs häufig klagend-lyrische Melodieläufe werden gelegentlich von Episoden trivialer Tanzmusik unterbrochen. Vielfach verklingt eine Phase, bevor sie sich entfalten kann. Vieles bleibt unaufgelöst im Raum stehen, manchmal sogar der Schlussakkord, „als dürfe er sich nicht zur Ruhe begeben.“ Weinbergs Musik, deren Hinweise auf eine bestimmte Tonalität oft nur noch vage sind, erzeugt den Eindruck, als befände sie sich „in einem ständigen Zustand des Werdens“. So lassen sich Stim-



mung und Struktur eines Stückes nicht leicht durchschauen. Einen gewissen Halt und Zusammenhalt bilden eher die einzelnen Themen, die in den unterschiedlichen Sätzen oftmals wieder aufgegriffen, kombiniert und am Schluss sogar miteinander „versöhnt“ werden. Klesmer-Klänge und chromatische Clusterbildungen à la Bartok sind typisch für Weinbergs Stil. Überhaupt schafft er – selbst im Streichquartett – eine reiche Palette an Klangfarben: durch Dämpfer- und Flageolettspiel, durch Unisoni im „grand détaché“ (lange, getrennte Töne), durch Pizzicato-Chöre und schwebende, choralartige Passagen. In dieses Klangbild passen auch die „oszillierenden (schwingenden) Quartetten“, ein besonderes Kennzeichen Weinbergscher Musik sowie seine instrumentale Vorliebe für den dunklen, näselnden Ton der Bratsche. Auffallend und ungewöhnlich für die Gattung Streichquartett ist auch die bevorzugt solistische Behandlung der einzelnen Instrumente, wobei diese Soli gelegentlich – einem Instrumentalkonzert vergleichbar – kadenzartigen oder auch improvisatorischen Charakter aufweisen.

MB Vieles von dem, was Sie jetzt aufgezeigt haben, vor allem das Durchbrechen traditioneller Grenzen, scheint besonders zuzutreffen auf Weinbergs 16., sein vorletztes Streichquartett aus dem Jahr 1981. Weinberg schrieb das Werk in Erinnerung an seine ermordete jüngere Schwester Ester. Eine von inneren Kämpfen gezeichnete, verletzte Musik. In jedem Satz weicht Weinberg überraschend von den Wegen ab, auf die er die Erwartungshaltung des Hörers hinlenkt. Überhaupt spiegeln die späten Streichquartette 13–17 etwas von der Düsternis jener Zeit wider, in der der Komponist das Schicksal „humanistischer Musik“ überdenkt, nachdem sowohl Schostakowitsch als auch Benjamin Britten, dem Weinbergs musikalische Zuneigung ebenfalls galt, gestorben waren.

AS Hier höre ich heraus, dass Weinberg durch seine Musik sprechen, dass er manches an Ängsten, seine Trauer und seine großen Hoffnungen zum Ausdruck bringen, vielleicht auch mit seiner Musik wirken und verändern wollte? Kann man das so sagen? Ich denke dabei noch einmal zurück an eines von Weinbergs frühen Werken, das während des Krieges entstand. Das Quartett Nr. 4 von 1944/45 ist das erste, das einer musikwissenschaftlichen Betrachtung unterzogen wurde. Man schrieb damals, es sei ein Stück voller Konflikte. So hieß es, der ers-

te Satz beschreibe den Beginn des Dramas des Krieges, die folgende Toccata die Invasion des Feindes, der dritte Satz sei ein Requiem, und der letzte spiegle das Bild einer glücklichen Kindheit wider. Kann man denn all das in die Musik hineininterpretieren?

MB Um diese Musik zu „erklären“ und zu würdigen, ist es nicht nötig, allein an die Räume des Krieges zu denken. Sicherlich bilden auch Ängste den Rahmen des Werkes. Ebenso sieht man einen Zusammenhang insofern, als damals die kulturelle Infrastruktur erst allmählich wieder aus ihrem Exil in die Hauptstadt zurückkehrte. Die Machthaber aber waren noch so sehr mit militärischen Problemen beschäftigt, dass sie es im kulturellen Bereich zunächst an ihrer Überwachung fehlen ließen. In dieser Atmosphäre war das Bedürfnis besonders intensiv, sich in der Kunst auf menschliche Werte zurückzubedenken, in der Hoffnung, dass ihre Erzeugnisse nicht erneut Opfer des unterdrückenden Systems werden würden. Zur Zeit der Uraufführung hatte sich jedoch das Klima bereits wieder spürbar verschlechtert. Eine Kritik zur Rundfunkausstrahlung des vierten Quartetts äußerte im April 1946 die düstere Warnung, dass gewisse Einflüsse „das künstlerische Wachstum eines Komponisten behindern könnten“.

AS Etwas schienen also die Regierenden an Weinbergs Musik intuitiv zu begreifen, was sie aufs äußerste verunsicherte und beunruhigte. Aber Weinberg war ihnen ja nicht nur wegen seines unbequemen Kompositionsstils ein Dorn im Auge. Immer wieder war er vor allem auch wegen seiner jüdischen (und polnischen?) Herkunft angefeindet und bedroht – nach NS-Deutschland durch das diktatorische System Sowjetunion.

MB Leider, ja. Eine Bedrohung, die bald nach Kriegsende sehr konkret wurde: Im Februar 1953 wurde Weinberg auf dem Höhepunkt der „antijüdischen Säuberungsmaßnahmen“ Stalins verhaftet, verhört und inhaftiert. Damals schrieb Schostakowitsch an Berija, den gefürchteten Chef des späteren KGB, und setzte sich mutig für seinen Kollegen ein. Ende April 1953, kurz nach Stalins Tod, ließ man Weinberg frei. Die Freundschaft beider Komponisten bewährte sich auch diesseits der Musik.

AS Wie hat Weinberg diese wiederkehrenden Bedrohungen und Erfahrungen von Diskriminierung und Verfolgung verkraftet, wie hat das alles sein Leben und Wirken beeinflusst?



Weinberg im Gespräch
mit Rudolf Barschai (gest. 2.11.2010)

MB Es ist so beeindruckend wie tröstlich, nein, auch ermutigend, dass sich Weinberg trotz aller Gefahren, die ihn (und seine Familie) bedroht und getroffen haben, nie als Opfer darstellt. Wenn er in späteren Jahren von seinem Leben erzählt, erinnert er sich dankbar daran, wie sehr seine Werke von vielen der berühmtesten Musiker und Dirigenten der späteren Heimat Moskau geschätzt wurden. Die Freude darüber stand für ihn im Vordergrund und überwog alles andere. Das bleibt bewundernswert. Und diese Freude, Glück und Elan, sie lassen sich Weinbergs Werken, die voller Erfindungsreichtum und durchaus auch humorvoll sein können, unschwer abhören.

AS Sie sprechen von Weinbergs Wertschätzung im eigenen Land. Womit hing es zusammen, dass seine Musik zunächst so wenig internationale Verbreitung fand?

MB Zu wachsender Anerkennung Weinbergs im Ausland ist es tatsächlich erst nach seinem Tod 1996 gekommen. Vor allem in den letzten Jahren wird er im westlichen Europa mehr und mehr entdeckt und aufgeführt – auch erst uraufgeführt!

Weinberg hatte zwar manchen musikalischen Fürsprecher in seinem Land, wie David Oistrach oder Mstislaw Rostropowitsch, aber ihm selbst lag es nicht, an die Öffentlichkeit zu treten, um für sich und sein Können Propaganda zu machen. Außerdem entsprach er ja als polnischer Jude ohnehin nicht dem Bild des „vorzeigbaren“ Sowjetkomponisten, so dass der Staat kein Interesse daran hatte, auch international auf ihn aufmerksam zu machen.

AS Vieles von dem, was Sie jetzt über Weinbergs Leben erzählt haben, lässt erkennen, dass er auch unter dem politischen System der Sowjetunion nicht wenig zu leiden hatte. Dennoch hat er sich ja diesbezüglich nie kritisch geäußert. Wie war er wirklich dem Machtapparat gegenüber eingestellt?

MB Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass Weinberg je den Glauben an den zentralen Wert des sowjetischen Systems infrage gestellt hätte. Seine Dankbarkeit und Loyalität dem Staat gegenüber mögen besonders daher gerührt haben, dass ihn die Rote Armee vor Nazideutschland gerettet hatte. Andererseits hat sich Weinberg politisch immer sehr zurückgehalten, und gewiss wird er viele der fragwürdigen Ansichten und Maßnahmen des Staates nicht gebilligt haben. Schon gar nicht hat er zu dessen Gunsten gearbeitet oder beruflich nach Karriere verheißenden Posten gestrebt. Gerade als

Komponist blieb Weinberg unabhängig und distanzierte sich von dem, was allgemein „von oben“ erwartet wurde.

Abgesehen von den wenigen „in memoriam“ geschriebenen Werken, wie z.B. seine Oper „Die Passagierin“ oder sein Requiem, mit denen er an die Greuel der Nazizeit erinnert, setzt Weinberg sich nicht mit gesellschaftspolitischen Fragen auseinander, so scheint es zumindest. Auch in dieser Hinsicht war er eher ein Einzelgänger – menschlich wie musikalisch eine sehr komplexe, nicht leicht einzuordnende Persönlichkeit!

AS Kehren wir noch einmal zurück zu Gustav Mahler, mit dem unser Gespräch begann. Beide, Mahler und Weinberg, waren Juden, ihres Jüdischseins bewusst. Gibt es Ihrer Meinung nach so etwas wie ausgesprochen jüdische Musik?

MB Das ist eine nur schwer, wenn überhaupt zu beantwortende Frage, über die man dennoch immer wieder nachdenken müsste. Natürlich gibt es im Bereich der jüdischen Folklore charakteristische Ton- bzw. Melodiefolgen und Harmonien – vielleicht auch typische tanzartige Rhythmen. Sie haben es vorhin angedeutet, und es ist ja durchaus auch vernehmbar, dass Weinberg solche Elemente sowie Klesmertexturen in seine Musik einbezogen und darin vielseitig verarbeitet hat. Über die schwermütigen Nuancen jüdischer Tanzmusik in Weinbergs 7. Streichquartett las ich, der Komponist habe damit darauf hinweisen wollen, „was ihm seelisch oder kulturell verlorenging“. Aber das alles beantwortet ja noch nicht die Frage, ob es typische Kennzeichen nichtliturgischer, nichtfolkloristischer, d.h. also jüdischer Kunstmusik gibt, ob sich gar hinter einem bestimmten Musikwerk ein jüdischer Komponist ausmachen lässt. Nein, eigentlich glaube ich das nicht. Vielleicht könnte man sehr vorsichtig sagen, dass manche jüdischen Komponisten, vielleicht mehr als viele andere Komponisten, ein sehr, sehr breites Spektrum überstreichen, dass ihre Musik bis in alle Extreme menschlicher Äußerung reicht und – keine Furcht davor hat, sondern auch mit Ironie und Selbstironie, mit Skepsis erträglich zu machen, zu temperieren weiß. Ohne noch von Weinberg zu wissen, erschien mir übrigens Schostakovitschs Musik oft als die eines sozusagen „jüdischen Komponisten“, eine Naivität, die ich dennoch nicht aufgeben möchte. Zumal diese Freundschaft und Kollegialität so eindrucksvolle – und schöne! – Musik beeinflusst und in der Gegensei-

tigkeit mitgeschaffen hat. Aber ich überlasse das Wort hier lieber der Musikwissenschaftlerin Ruth Katz: „Endlich gelöst aus jahrhundertealten Zwängen und Beschränkungen lässt Musik Juden eine neue Sprache erfahren und sprechen, die zugleich rational und zweckfrei ist, frei von Botschaften, ohne eine andere Sendung als sie selbst es ist. Musik vermag Identitäten zu schaffen, verbindet über Sprachen und andere Grenzen hinweg. Sie ist offen der Auslegung, sie ist Interpretation und Deutung zugänglich, ja, sie verlangt danach. Sie nimmt metaphorisch in Besitz und interagiert metaphorisch mit den anderen Künsten“.

AS Das klingt zwar allgemein, jedoch überzeugend. Lässt sich aber nicht vielleicht eine andere Verbindungslinie von Mahler zu Weinberg ziehen? Das,

was bei Mahler, der noch stark der Spätromantik verhaftet ist, zum ersten Mal und in Ansätzen spürbar wird, ist das Bedürfnis, aus den Gesetzmäßigkeiten der traditionellen Musik hinsichtlich Form und Tonalität ausbrechen zu müssen. Bei Weinberg hat sich diese Grenzüberschreitung dann zu einem wesentlichen Kennzeichen seiner Musik entwickelt und gefestigt. Könnte man also Mahler in gewisser Weise als einen musikalischen Wegbereiter Weinbergs bezeichnen?

MB Ja, das ist eine Einschätzung, der ich mich gern anschließe. Auf also in ein weiteres Mahler-Jahr, begleitet von Weinberg, und nicht allein mit diesen beiden, mit Wegbereitern, Freunden, Nachfolgern. *Prima la musica!*



„In der Kenntnis seines Schrifttums“

Die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur

Harald Lordick und Beata Mache

Auf fast ein halbes Jahrhundert blickte Ismar Elbogen zurück, als er die Arbeit der in ganz Deutschland verbreiteten *Vereine für jüdische Geschichte und Literatur* 1937 Revue passieren ließ. Er sah in ihnen Ausdruck und Antriebskraft einer jüdischen Renaissance, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt hatte. Sein Geleitwort hatte er für das Verbandsjahrbuch verfasst. Es war in Antiqua gesetzt, im Gegensatz zur Fraktur der vorhergehenden Jahrzehnte. An dem diskriminierenden Frakturverbot, das gerade eben erst, 1937, für jüdische Drucke erlassen worden war, lag das indes nicht, der Verlag Poppelauer hatte schon 1931 auf Antiqua umgestellt. Die beispiellose Erfolgsgeschichte der Vereine jedoch war nun Vergangenheit, die dramatisch verschlechterten Bedingungen jüdischer Existenz konnte Elbogen nur andeuten: „Heute liegen die Dinge wieder anders, wir stehen neuen Kulturaufgaben gegenüber. Der jüdische Mensch will hören und lesen, was sein Leben, was seine Vergangenheit, was seine Lehre betrifft; neue Schriftsteller, neue Themen sprechen zu ihm. Das Jahrbuch muß aktuell sein, aus der Zeit heraus zur Zeit sprechen.“ Ob aber ein solches Jahrbuch unter den Bedingungen der NS-Zeit über-

haupt noch sinnvoll war, das wollten die Herausgeber 1937 vom Zuspruch der Leserschaft abhängig machen: „Es ist das dreißigste in der Reihe, es wird von seiner Aufnahme abhängen, ob es der Abschluß der alten oder der Beginn einer neuen Reihe wird.“ Jahrzehnte zuvor hatte man mit unvergleichlich größerer Zuversicht ans Werk gehen können.

Die Anfänge

Zur Gründung der Vereine und des Verbandes hatte Gustav Karpeles in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* (AZJ) am 29.09.1893 aufgerufen:

„Ueberall, auch in der kleinsten Gemeinde solche Vereine, in denen die Lehre Israels verkündet, seine Geschichte und Litteratur gelehrt wird, zu begründen, die bereits bestehenden zu fördern und zu einem großen Verbande zu vereinigen; in Wort und Schrift für diese Idee Propaganda zu machen, Wanderredner auszusenden, die Stimmung zu erwecken suchen, aus welcher die Sehnsucht nach Kenntniß des Gotteswortes, der Stolz auf die glorreiche Geschichte Israels und die Achtung vor der Wissenschaft des Judenthums hervorgehen. Das Beth Hamidrash der Zukunft ist der jüdische Litteraturverein.“



Karpeles hatte 1881 zusammen mit Moritz Lazarus und Berthold Auerbach den *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* initiiert. Die Gründung der Literatur-Vereine stand für ihn durchaus im gleichen Zusammenhang. Die Kenntnis der eigenen Geschichte und Tradition war für ihn notwendige Voraussetzung, dem Antisemitismus erfolgreich begegnen zu können. „Religionsunterricht für die Jugend, Literaturvereine für die Erwachsenen“, war seine griffige Formel dafür.¹ Denn die modernen Juden seien infolge ihres religiösen Indifferentismus dem eigenen Schrifttum gegenüber „gleichgiltig, wo nicht gar verächtlich“.

Trotz oder wegen dieser provokanten Worte – die Initiative für solche Vereine hatte enorme Zugkraft, überall im Land entstanden sie in rascher Folge. Am 26. Dezember 1893 gründeten Vertreter von achtundvierzig Vereinen dann auch eine Dachorganisation, den *Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur*. Unermüdlich propagierte Karpeles seine Idee, dabei kam ihm natürlich zugute, dass er Herausgeber der vielgelesenen und einflussreichen AZJ war. 1895 verzeichneten die Verbandsmitteilungen 55 Vereine, die höchste Zahl wird 1911 mit 229 Vereinen erreicht, die Mitteilungen vom Dezember 1919 zählen 191 Vereine. Elbogen berichtet von 16.000 Mitgliedern, „so dass der Verband der Zahl nach eine der stärksten Organisationen wurde.“² Mit dem organisatorischen Aufschwung durch das intensive Vereinsleben blühte auch die Literatur selbst auf, er brachte Vortrags- und Publikationsmöglichkeiten für Rabbiner, Wissenschaftler, Lehrer, Journalisten, Regierungsräte, Ärzte und Juristen. Und das galt nicht nur für die Zentren, sondern gerade auch für die Provinz. So war selbst im entlegenen Memel an der russischen Grenze, das man sonst nur durch die Hilfsaufrufe von Rabbiner Isaac Rülff für die russischen Juden kannte (vgl. Kalonymos 3.2000, Extrablatt, S. 21), ein Literaturverein schon 1896 aktiv.

Das rege Interesse an den Vereinen war auch in ihrer Unabhängigkeit begründet. Zwar behauptete die Welt, „daß der Aufschwung hauptsächlich der Agitation *gewisser zionistischer Kreise* zu danken“ sei³, doch im Gegensatz zu solchen Tönen verstanden sich Verband und Vereine erklärtermaßen als unparteiisch in Fragen von Weltanschauung und religiöser Strömung. So saß im Berliner Verein „neben dem orthodoxen Hirsch Hildesheimer der Reformier Moritz Levin, neben dem liberalen Gustav

Karpeles der nationale Willy Bambus, neben dem Kaufmann der Gelehrte, neben dem Theologen der Jurist, neben dem Historiker der Philosoph.“ Den Verein sah Margolius „nicht, wie die Zionistische Vereinigung, nationalistisch gebunden, nicht wie der Zentralverein wesentlich der Abwehr und praktischen Zielen zugewandt, nicht wie der Akademische Verein namentlich für die Gebildeten geschaffen, nicht wie der Orden nur einer ausgewählten Schar von Einzelnen geöffnet. Er ist: *Lehrstätte und Heimstätte für Alle*.“⁴

Der Erfolg war so groß, dass anlässlich der hundertsten Vereinsgründung ein Disput darüber ausbrach, welcher Verein denn eigentlich der erste gewesen war. „Der Streit erscheint recht müßig; ob nun Frankfurt am Main oder Glogau, oder etwa Bochum den ersten Verein aufzuweisen hat – der Gedanke soll übrigens von Jakob Nachod⁵ zu Leipzig, dem verdienstvollen Mitgründer des ‚Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes‘, stammen – Tatsache ist, daß ein rechtes Leben erst mit der Begründung der Vereine zu Cöln am Rhein und Berlin in Bewegung kam.“⁶

Frühes Vorbild?

Worauf die Akteure jedoch nicht hinwiesen: Die Idee einer breiten, die Verbürgerlichung und Emanzipation begleitenden Volksbildung zur Stärkung des jüdischen Selbstbewusstseins hatte es auch schon weit früher gegeben. Von einer solchen Initiative aus der Rheinischen Provinz lesen wir in der *Universal-Kirchenzeitung* 1837. In jenem Jahr war in der Pfalz ein Verein gegründet worden mit dem Ziel „die Schätze unsrer jungen Literatur soviel möglich zum Gemeingute zu machen, deren vorzüglichern Erzeugnisse der Kenntniß und Theilnahme der Israeliten aller Klassen näher zu bringen und diese für Auffassung und Aneignung ihrer Prinzipien immer mehr empfänglich zu machen.“ Diesen *Verein zur Belehrung über Judenthum und jüdisch-religiöse Verhältnisse* im Winzerdorf Musbach bei Neustadt an der Haardt, der von Dürkheim bis Ingenheim tätig war, hatte Lehrer I. Elsasser initiiert; geleitet wurde er von Rabbiner A. Merz. Mitglieder waren Geschäftsleute, Handwerker, Rabbiner, Ärzte und Lehrer, so der Bericht des Religionslehrers Ignaz Lehmann. Vorträge, Lesungen und Diskussionen waren geplant, aktuelle Veröffentlichungen wurden angeschafft und Interessierten zugänglich gemacht: Werke von Zunz,



Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Weltklasse des protestantischen, katholischen und israelitischen Deutschland 1837.



Jost und Steinheim, Predigtsammlungen und Periodika wie die *Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie*, *Der Jude*, *Sulamith* oder *Das Füllhorn*. Bemerkenswert ist nicht zuletzt, dass Lehmann in seinem Bericht über diese Einrichtung die Hoffnung äußerte, „es dürfte die öffentliche Besprechung derselben zur Errichtung ähnlicher Veranlassung geben“.

Das Jahrbuch

Eine beredete Chronik der Blüte der Vereine sind die Jahrbücher des Verbands. Fünf Jahre nach seiner Gründung ins Leben gerufen, erschienen sie 1898 bis 1938, seit 1903 im *Jüdischen Verlag von M. Poppelauer*, davor im *Verlag von Albert Katz*. Ihre Auflage erreichte bis zu 7.000 Exemplare, eine für jüdische Schriften ganz ungewöhnliche Größenordnung. Sie wurden an die Mitglieder, aber auch an befreundete Vereine zu einem geringen Preis geliefert. Thematisch kamen die insgesamt 31 Jahrbücher in großer Vielfalt daher, und spiegelten damit das breitgestreute Leserinteresse wider. So konnte hier Samuel Meisels 1920 sein Schauspiel *Kaddisch* veröffentlichen – wer weiß, vielleicht ist es ja in irgendeiner Gemeinde zur Aufführung gelangt? Und 1929 brachte man statt des bewährten Jahrbuchs ein *Gedenkbuch für Moses Mendelssohn* heraus, das neben anderen Texten zu dessen Leben und Wirken einen Beitrag von Franz Rosenzweig zur *Bibelübersetzung Mendelssohns* enthielt.

Die Vereine vor Ort

Die meisten Vereine entstanden in Preußen (Berlin, Posen, Schlesien), Westfalen, der Rhein-Provinz und in Hessen-Nassau. Auch in den Gemeinden im Ruhrgebiet wurde man aktiv. 1911 gab es hier Vereine in Bochum (125 Mitglieder), Dinslaken (35), Dortmund (150), Duisburg (130), Essen (175), Gelsenkirchen-Wattenscheid (100), Hamborn (50), Hattingen (25), Hörde, Mülheim an der Ruhr (78), Oberhausen (40), Recklinghausen (70), Witten.

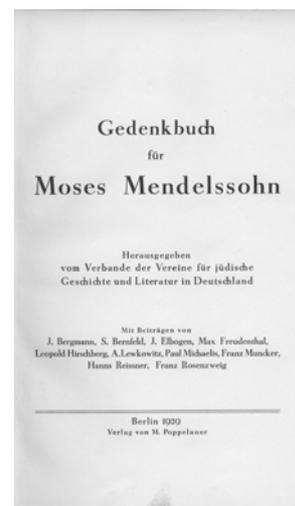
Der Verein in Essen wurde am 1. Mai 1895 von dem liberalen, gerade seit einem Jahr in Essen tätigen 28jährigen Rabbiner Dr. Salomon Samuel gegründet. Er war Vereinsvorsitzender, hielt Vorträge und Geschichtskurse, lud auswärtige Redner ein, die er oft bei sich beherbergte. Durch sein Wirken an der städtischen Volkshochschule und im *Historischen Verein für Stadt und Stift Essen* erreichte er auch das nichtjüdische Publikum.

Im Gründungsjahr hatte der Verein bereits 66 Mitglieder, ein Jahr später schon 120; 1909 191 und 1918, als viele andere Vereine ihre Tätigkeit eingestellt hatten, immerhin 179 Mitglieder. Als Zweigverein gab es seit 1906 den Blumenfeld-Verein für Jugendliche. Die Vortragstätigkeit entwickelte sich prächtig: Schon im Winter 1895/96 wurden sechs Vorträge gehalten. Aus Berlin kamen die Verbandsvorsteher Karpeles und Philippson, aus Köln Rabbiner Dr. Frank; es sprachen aber auch ein Mediziner und ein Rechtsanwalt. Samuel leitete Diskussionsabende zum Thema: *Sind wir heute noch ein Volk?* Später fanden jährlich zwischen acht und elf Vorträge statt sowie ganze Zyklen von sieben bis acht Abenden. Die Essener organisierten besondere Veranstaltungen wie etwa eine Gabriel Riesser-Feier 1907 und einen Ausstellungsbesuch zu den *Jüdischen Kunstdenkmälern* in Düsseldorf 1909. Der Verein besaß eine Bibliothek, die von der Schwester des Rabbiners, Cecilie Samuel, gepflegt wurde. Aus 130 Büchern im Gründungsjahr wurden 700 im Jahre 1911. Der Erste Weltkrieg brachte auch Essen Einschränkungen: Das Vereinsvermögen wurde dem *Kriegsliedbesdienst* der Stadt Essen überwiesen. Aber auch in diesen Jahren setzte man die Vortragstätigkeit fort.

Als nach dem Krieg die Verbandsarbeit am Boden lag, und es nur wenige gab, „die unter den jetzigen Verhältnissen geneigt wären, weite Reisen zu unternehmen“, stand Salomon Samuel auf der von der AZJ (25.11.1921) für den Verband veröffentlichten Rednerliste. Rabbiner Samuel, seine Frau und seine Schwester hat man 1942 in Theresienstadt umgebracht.

Im Dezember 1897 gründeten Juden aus Duisburg und dem damals noch selbständigen Ruhrort den Verein Duisburg-Ruhrort. Ihm stand zuerst Justizrat Samuel Goldmann, ein Repräsentant der Duisburger Synagogengemeinde, vor. Auch in Duisburg startete man mit großem Elan in das Jahr 1898: Die Rabbiner aus Köln und Aachen hielten Vorträge über jüdische Geschichte, der Journalist Adolph Kohut reiste aus Berlin an und sprach über *Moses Mendelssohn und seine Zeit*. Die mit § 1 der Statuten angestrebte Bibliothek wurde eingerichtet, blieb aber mit 125 Bänden sehr überschaubar. „Bibliothekar“ und damit Mitglied des Vorstandes wurde 1905 Dr. Manasse Neumark, nachdem er das Rabbineramt angetreten hatte. Er hielt Vorträge und führte Kurse zur jüdischen Geschichte und zu

Gustav Karpeles, Martin Philippson, Ismar Elbogen, Manasse Neumark und Salomon Samuel (v.l.)



Herrn Professor
Dr. Ismar Elbogen

dem hochverehrten Vorsitzenden
des Vereins für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin,

anlässlich seines

25 jährigen Dozenten-Jubiläums

30. November 1927

(6. Kislew 5688)

in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Förderung
und Verbreitung der Wissenschaft des Judentums
gewidmet.

Widmung im
Verbandsjahrbuch 1927

literarischen Neuerscheinungen durch, und war seit 1909 Vorsitzender. Dem liberalen, zugleich aber traditionsbewussten Neumark lag vor allem die Erziehung der Jugend am Herzen. Er war als Religions- und Hebräischlehrer am Steinbart-Realgymnasium tätig und gründete einen dem Literaturverein angeschlossenen Jugendverein.

Die Mitgliederzahl aus dem Gründungsjahr – immerhin 120, davon 78 Prozent Kaufleute – wurde bis 1918 (spätere Zahlen sind unbekannt) nicht unterschritten. 1905 zählte man 155 Mitglieder. Jährlich wurden sechs bis sieben Vorträge gehalten, dazu Diskussionsrunden und Vortragszyklen von fünf Abenden. In späteren Kriegsjahren fanden keine Vorträge mehr statt. Der Verein löste sich wahrscheinlich 1923 aufgrund der finanziellen Notlage auf. Auch im nahegelegenen Hamborn (seit 1925 Duisburg) hatte sich 1911 ein Verein gegründet, dem mit 50 bis 60 Mitgliedern ein Großteil der dortigen Gemeinde beitrug. Er gab nach 1919 seine Tätigkeit auf.⁷

Jugend

Nicht nur den Essener und Duisburger Vereinen lag Jugendarbeit besonders am Herzen: An vielen Orten entstanden assoziierte Jugendvereine, Fortbildungskurse fanden statt, Räumlichkeiten wurden zur Verfügung gestellt, und Lesematerial angeboten. Der Dortmunder Verein legte schon bei seiner Gründung 1893 einen sehr niedrigen Mitgliedsbeitrag fest, damit alle Kreise erreicht werden konnten. Gedacht war dabei vor allem an junge Kaufleute und Angestellte, die „in Folge der staatlichen Sonntagsruhe über freie Zeit verfügen können, ohne immer zu wissen, in welcher Weise sie dieselbe verbringen sollen“. Für sie sollten sonntags die Vereinslokale als Treffpunkt dienen, zur Lektüre von Büchern und Zeitschriften, „Schach und ähnliche Spiele gestattet sein und bei genügender Beteiligung auch sonstige gesellige Veranstaltungen.“⁸

Am 25. Dezember 1894 trafen sich Delegierte der Vereine Dortmund, Hörde, Witten, Elberfeld und Bochum (Provinzialverband) zum *Gedankenaustausch über eine praktische Beschäftigung der jungen Leute während der Sonntagsruhe im Rahmen der Vereinstätigkeit*. Sie einigten sich auf kurze Vorträge schon ab acht Uhr morgens, danach sollten die jungen Leute „Zeit- und Streitfragen“ erörtern, an Unterhaltungen und Gesellschaftsspielen teilnehmen. Kartenspiele blieben untersagt.⁹

Krise: Der Weltkrieg und die Folgen

Der Erste Weltkrieg war natürlich auch für die Literaturvereine ein Einschnitt. Zwar konnte das Verbandsjahrbuch noch herausgebracht werden, doch nicht selten hat man vor Ort das Vereinsvermögen und damit auch die Aktivitäten „vaterländischen Zwecken geopfert“¹⁰. Die Mitglieder standen als Soldaten im Feld, und wo früher Vortragssäle waren, fanden sich nun Lazarette. Es mangelte an finanziellen Mitteln, kleinere Vereine zu unterstützen, und es war schwer, Redner zu bekommen. Reisen war beschwerlich und teuer, wenn nicht unmöglich. Die Hauptaufgabe, Vorträge zu organisieren, musste fast völlig unterbleiben. Diejenigen, die noch durchhielten, waren „in überwiegender Zahl gelehrte Rabbiner“, die „ihre schätzenswerte Kraft auch gegenwärtig in den Dienst der Literaturvereine stellen“.¹¹

So hatte sich der Vorsitzende Elbogen 1919 mit einer Verbandskrise auseinandersetzen. Doch sah er diese nicht in erster Linie als Folge des Krieges. Die vorherige Stärke des Verbands war in seinen Augen vor allem dem Engagement zweier Männer zu verdanken, Gustav Kapeles und Albert Katz. Insbesondere Kapeles hatte laufend Vorträge gehalten, persönliche Beziehungen gepflegt, unermüdlich die Vereine besucht und dadurch viele zu Beitragsleistungen bewegt. Nach seinem Tod stützten nur noch der Berliner und der Breslauer Verein den Verband. Trotzdem hoffte Elbogen, damals offenbar „amtsmüde“, dass mit neuer Ausrichtung und neuem Vorsitzenden wieder eine intensivere Zusammenarbeit aufkommen würde. Er blieb jedoch Verbandsvorsitzender bis zu seiner Emigration 1938.

Dabei wandte sich Elbogen gegen den Trend zur reinen Unterhaltung, sah aber, dass die alte Form der Belehrung nicht mehr angemessen war: „die Volksbildung tritt in den Mittelpunkt des geistigen

*Wir wünschen allen
unseren Leserinnen
und Lesern frohe,
erholsame Festzeiten
und ein glückliches
und gesundes neues
Jahr 2011*

Lebens“. In diesem Sinne beteiligte sich der Berliner Verein an der Gründung der *Freien Jüdischen Volkshochschule*, in der die Vorträge durch Kurse ersetzt werden sollten. Elbogen war aber klar, dass nur große Gemeinden diesem Vorbild folgen konnten. Vorträge berühmter Persönlichkeiten waren schon aus Kostengründen kaum mehr möglich. Der seinerzeit geführten Diskussion, die Tätigkeitsfelder der Vereine den Gemeinden zu übertragen, stand er kritisch gegenüber. Trotz der Krise sollten die Vereine ihre Unabhängigkeit wahren. Die Gemeinden sah er in der Pflicht, „die geistigen Bestrebungen durch weitherzige Gewährung moralischer und materieller Hilfe unterstützen, aber nicht durch den Bürokratismus ihrer Verwaltungen hemmen. Die Stärke unserer Vereine, die Unparteilichkeit und freie Initiative, würde durch die Übernahme auf die Gemeinden beeinträchtigt werden.“¹²

Aber man überwand die Krise, wenn auch das Jahrbuch in den zwanziger Jahren gelegentlich ausfiel, 1922, 1924 und 1928. 1929 veröffentlichte man stattdessen das Mendelssohn-Gedenkbuch, und in den dreißiger Jahren erschienen nur noch drei Ausgaben, 1931, 1937, 1938. Die das Jahrbuch ergänzenden und über die Arbeit der einzelnen Vereine berichtenden *Mitteilungen* mussten 1920 eingestellt werden: In der Inflationszeit waren für den Berliner Verein, anders als zuvor, die Herstellungskosten nicht mehr tragbar. Überdies war es schwierig, zuverlässige Informationen über die aktuelle Arbeit der Vereine zu erhalten, die nun teilweise außerhalb der neuen Grenzen lagen.

Identität und Selbstbehauptung

Mit der Vielzahl der Vereine hatte der Verband auch eine außerordentlich große Mitgliederzahl erreicht, von der Größenordnung her vergleichbar etwa mit dem *Hilfsverein der deutschen Juden* oder dem *Centralverein*, die ja ebenfalls mit ihren Aufgaben um das Engagement und die Aufmerksamkeit des jüdischen Publikums warben. Möglich war der hohe Organisationsgrad nur wegen der mit Erfolg angestrebten Unparteilichkeit. In den zwanziger Jahren fand der Verband nicht mehr zur alten Stärke zurück. War das Konzept vielleicht doch nicht mehr ganz zeitgemäß? Denn gleichzeitig machte etwa die Soncino-Gesellschaft, in kleinerem Rahmen, nicht nur hinsichtlich der Mitgliederzahlen Furore.

Wie auch immer, die Verbreitung des Wissens über das Judentum, seine Geschichte und Literatur,

wurde in den 1930er Jahren – wieder einmal – zur wichtigen Aufgabe der deutschen Juden. Nach 1933 galt es, als Reaktion auf den Antisemitismus, nicht nur „den Gelben Fleck mit Stolz zu tragen“, sondern sich auch auf die eigene Kultur und Geschichte zu besinnen. Es entstand, von den Gemeinden unterstützt, der Kulturbund. Vortragsreihen, Kulturabende, auch „volkstümliche“ Kurse wurden bald in und außerhalb Berlins organisiert. In Lehrhäusern lernten nicht nur junge Menschen „das Jüdische“ neu. Die Aneignung jüdischen Wissens, die Bekräftigung der eigenen Identität waren wie schon im 19. Jahrhundert das angestrebte Ziel. Doch Vereine und Verband wurden unter den Bedingungen der NS-Herrschaft aller ihrer Möglichkeiten beraubt. Das letzte Jahrbuch erschien im März 1938, fast fünfundvierzig Jahre nach der Gründung des Verbandes am 26. Dezember 1893 in Hannover.

Einerseits war das Engagement in den Vereinen Ausdruck des gestiegenen Interesses an der eigenen jüdischen Identität gewesen. Doch wer auch immer in den Jahrzehnten des Bestehens über die Vereinsarbeit reflektierte – wie ein roter Faden zieht sich durch das Schrifttum der Gedanken der Selbstbehauptung. Als einer der ersten Redner im Berliner Verein hatte Moritz Lazarus das in seinem bekannten Vortrag *Was heißt und zu welchem Ende studiert man jüdische Geschichte und Literatur?* diskutiert.¹³ Ähnlich hatte es Margolius hinsichtlich der antisemitischen Anfeindungen Ende des 19. Jahrhunderts formuliert, denen die Juden anfangs „nichts zu entgegnen“ wußten: „Sollte es also anders werden, so mußte zunächst dem Juden sein Judentum nahegebracht werden. Es galt, ihn zuerst zu einem bewußten Anhänger seiner Gemeinschaft zu machen und ihm das Rüstzeug für den Kampf zu geben: *in der Kenntnis seines Schrifttums*.“

*

Die breite Bildungstradition lebt in den jüdischen Volkshochschulen weiter. Und wie früher ist ihre Aufgabe, neben der Wissensvermittlung, die Festigung jüdischer Identität. Das Schöne daran ist, dass heute das Konstruktive im Vordergrund stehen kann, wie es Heinz Galinski auffasste: als Bauen von Brücken zur nichtjüdischen Umwelt.

- 1 AZJ (1893), 36.
- 2 Ismar Elbogen: Der Verband der Vereine für jüdische Literatur und Geschichte. In: Das deutsche Judentum. Seine Parteien und Organisationen. Berlin u. München 1919.
- 3 Die Welt (1899), 3.
- 4 Alexander Margolius: Der Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin. 1892–1927. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur 1927.
- 5 Jacob Nachod hatte sich also nicht nur beim Gemeindebund für die Entstehung des Statistischen Jahrbuchs verdient gemacht (vgl. Kalonymos 9.2006.4, S. 5), sondern war nach dieser Lesart auch Inspirator der Geschichts- und Literaturvereine.
- 6 Die Welt (1899), 3.
- 7 Günter von Roden: Geschichte der Duisburger Juden. Duisburg 1986, S. 646–653.
- 8 AZJ (1893), 48.
- 9 AZJ (1895), 1.
- 10 Elbogen, 1919.
- 11 Mitteilungen 28 (1920/21).
- 12 Elbogen, 1919.
- 13 demnächst auf www.deutsch-juedische-publizistik.de

Gedenken zu Wort kommen lassen

Zur Erforschung des mittelalterlichen Friedhofs Worms

Michael Brocke

Judentum wird gern als Religion der geheiligten Zeit beschrieben, zuweilen auch in ausdrücklichem Gegensatz zu Christentum oder Islam. Wenn Abraham Joshua Heschel den Sabbat als „Kathedrale der Zeit“ bezeichnet, so schwingt eine Raumvorstellung mit, die uns das Verständnis des Bildes erleichtert. Solche Gegenüberstellungen verlieren heute ihre zu grobe Unterscheidungskraft. Das Judentum wird heute sehr wohl auch als Religion und Kultur der Räume und heiligen Orte wahrgenommen, seit 1948 und seit 1967 mehr denn je, – nicht nur vor der Westmauer des Tempelbergs. Die Ziele frommer Pilgerschaft vermehren sich längst nicht mehr nur für die orientalischesefardische Judenheit, sondern nehmen weit stärker für aschkenasische Fromme zu. Jahr um Jahr wächst die Zahl der Wallfahrer, die die Gräber berühmter, der strengen Orthodoxie wichtiger Gelehrter wie die von wundertätigen Heilern aufsucht. Sie reisen nach Besuch der Frankfurter, des „Pne Jehoschua“ und der Mutter des „Chatam Soffer“, in den Odenwald weiter, um am Grab des „Baal Schem von Michelstadt“ zu beten. Nicht zu übergehen ist Worms, denn seine Mikve lässt sich auch heute nutzen. Und auf dem ebenso alten Friedhof gibt es drei, vier Grabstätten, an denen man Bitten mit vielen Namen und deren wenigen, wichtigsten Wünschen auf „kwitlech“ hinterlässt. Gräber, die in den Reiseführer für fromme Jüdinnen und Juden genau bezeichnet sind. Auf dem fast tausendjährigen „Heiligen Sand“ begegnen einander Schulklassen aus dem Hunsrück, Weltkultur-Touristen, französische Protestanten auf den Spuren Luthers und natürlich Jeschiwalernende aus Manchester oder Bne Brak.

Aber die Heiligkeit dieser Stätte hängt nicht von seinen Besuchern ab. Sie liegt darin, dass sie kein Museum ist, sondern eine ihre Aufgabe erfüllende, eine „funktionierende“ jüdische Einrichtung, gewidmet den einst Lebenden und seither Wartenden, auch gedacht für die jetzt noch und die erst in der Zukunft Lebenden. Gewiss, vor allem für die im Lauf von neun Jahrhunderten hier Bestatteten. Die haben aber auch allen Späteren viel zu sagen, möchten zu ihnen sprechen können. Und ihrerseits wünschen sie sich von denen, dass diese je Lebenden etwas zu ihnen, besser, für sie, sagen.

So ist der älteste erhaltene jüdische Friedhof Europas eine heilige Stätte, wenn man sie nicht gar als die allerheiligste des aschkenasischen Judentums

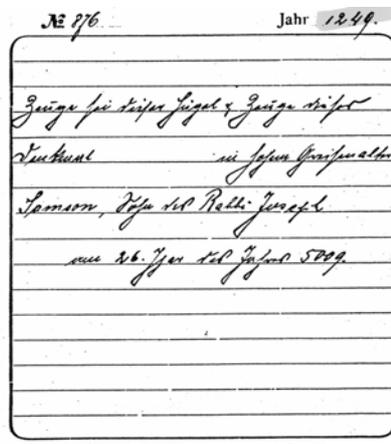
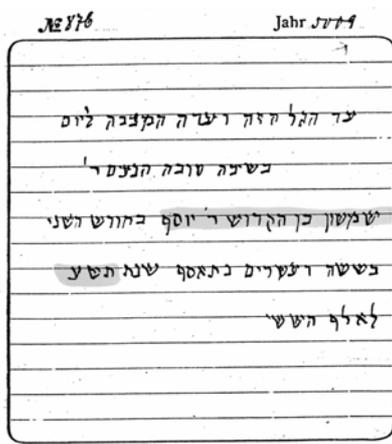
bezeichnen muss. David Kaufmann, der bedeutende jüdische Gelehrte, hat es so der Gemeinde zu Worms vor über 100 Jahren nachdrücklich gesagt und es ihr ans Herz gelegt, versunkene Steine zu heben, zu restaurieren und vor allem, ihre Inschriften abschreiben zu lassen. Wie er, so wissen nun auch wir, dass diese steinernen Nachrufe einzigartig sind, denn für fast vier Jahrhunderte Mittelalter, das ja für Juden keines ist, gibt es kaum vergleichbare Orte.

Es grenzt an ein Wunder, dass die Stätte, heute inmitten der Stadt liegend und keine 200 m vom Dom entfernt, insgesamt noch erhalten ist. Der erste große Eindruck, den das so malerische Ensemble macht, übersieht, in welchem geschwächtem Zustand sich die meisten der älteren Denkmale befinden. Der Verlust der Lesbarkeit vieler Steine ist beträchtlich. Ihr Zustand ist beklagenswert, da die zunehmend extremen Sommer und Winter den natürlichen Verwitterungsprozess sichtlich beschleunigen. Das Denkmalamt Rheinland-Pfalz hat nun mit der Sicherung und Rettung von Steinen begonnen, was unsere vor einem Jahrzehnt begonnene Arbeit der fotografischen Erfassung, der textlichen Dokumentation und Erforschung unterstützen wird.

Das Hoch- und Spätmittelalter des ‚Guten Orts‘ erschließend sind wir dankbar, dass die jüdische Gemeinde Worms bereits vor 160 und wiederum vor 100 Jahren den unschätzbaren Wert der Stätte erkannte und sie nicht nur physisch erhalten sondern auch zu erforschen suchte: Auf Anregung David Kaufmanns schrieben Kantor Rosenthal und Lehrer Rothschild (R&R) die Steine ab.

Obwohl R&R ungenau arbeiten, die Abschrift unvollständig und fehlerhaft ist, so erweist sie sich doch als hilfreich, da die beiden um 1900 manche Zeile noch lesen konnten, die heute durch aufsteigende Nässe abgesandet ist. Allerdings haben sie bei zu vielen Steinen zu früh aufgegeben: „Unleserlich!“ Zum Glück gelingt es, dank Foto- oder Scantechnik und langer Leseerfahrung vieles von dem als „unleserlich“ übergangenen zu verstehen und zu retten. Wie dankbar wären wir aber für jeden damals noch festzuhaltenden Wortrest! Auf kein Zeichen, Namen, Datum darf heute verzichtet werden. Technik, Geduld und Erfahrung erleichtern es, diese Forderung zu verwirklichen. Und sollte sie nicht auch selbstverständlich sein angesichts der so geringen Anzahl noch existenter innerjüdischer Quellen und materieller erhaltener Kultur, so unvergleich-





lich kostbar wie sie gering an Umfang ist, vergleicht man sie mit dem unvergleichlich reicheren, prächtigen, so anschaulichen Erbe der mächtigen Mittelwelt?

Besucherströme scheren sich nicht um den Zustand der Steine und ihrer hebraica veritas, der malerische Eindruck bleibt davon unberührt; und auch die Frömmsten der Frommen sehen nur die Gräber der ihnen bekannten Größen. Allein die Wissenschaft ist es, die als eine andere Frömmigkeit das Gebot des „Gedenke!“ zu ermöglichen, ja zu retten hat. Die Steine wollen sprechen können, zu uns, und nicht weniger auch zu den nach uns Kommenden. Wenn wir es heute noch in der Hand haben, ihnen, Steinen wie Menschen, dies zu ermöglichen, so ist es an uns, jenen Urwunsch von Kultur und Religion, erinnernd erinnert zu werden, zu erfüllen und in Zukunft zu ermöglichen. Auch wir wollen, wenn auch auf die Weise der Erhaltung zu denen sprechen, die noch nicht leben.

Was ist dazu zu tun?

Das Steinheim-Institut hat die Konkordanz aller Steine erarbeitet: Die bei unsrer fotografischen Erfassung des Friedhofs vergebenen Nummern (= neue Grabnummern) sind nun den R&R-Nummern (= alte Grabnummern) zugeordnet – zeitaufwendige Arbeit, denn R&R hatten keinen Plan gefertigt.

Kein Wunder, dass sich unter ihren 1200 Nummern zahlreiche Doppelungen finden. Das mag auch damit zusammenhängen, dass David Kaufmann im fernen Budapest die Abklatsche besonders schwieriger Inschriften entzifferte und seine Lesung jeweils in R&Rs Aufzeichnungen eingefügt wurde. Heute liegt ein genauer Plan vor, der alle 1275 „neuen Steinheim-Nrn.“ verzeichnet und in den auch die alte Bezifferung von R&R so weit wie möglich eingetragen ist. Sie ließ sich nicht übernehmen, denn ihre Mängel sind nicht zu beheben. Neue Lücken und Mängel haben sich, wenn auch in anderem Sinn, aufgetan. Zwar hat die Stätte die NS-Zeit knapp überlebt, aber Steine sind durch Bombentrichter zutage getreten, andere zerstört, entwendet, an anderer Stelle aufgestellt, und weitere sind im Erdreich versunken.

Bei alledem ist es faszinierend zu entdecken, dass viele mittelalterliche Steine/Persönlichkeiten noch heute ihre verwandtschaftliche Nähe auch durch physische Nähe zeigen. Grüppchen von Familienangehörigen lassen sich noch ausmachen. Natürlich

ist keine abbildliche Spiegelung der tausendjährigen Gemeinde aus ihrer versteinerten Vergangenheit zu gewinnen – längst nicht allen Angehörigen konnte dauerhaftes Gedenken gewidmet oder erhalten werden. Über die Jahrhunderte ist viel verloren gegangen, hat zur Stadtverteidigung hergehalten. Und nur wenige dieser Steine sind überhaupt bekannt, so der im 20. Jh. verlorene des Chronisten und Erzählers Juspa Schammes aus dem späten 17. Jh., das nur in einem historischen Foto überdauert oder die beredte Grabtafel des R. Baruch, Vater jenes weitaus berühmteren hochgelehrten Rabbi Meir ben Baruch, des „Maharam Rothenburg“, gest. 1293, (begraben erst 1307), dessen Stein heute mehr denn je Ort des Betens und Gedenkens frommer Besucher und Besucherinnen ist. Die aufgehäuften Zettelchen der Namen und Anliegen der Bittsteller machen ihn unübersehbar.

Wenn auch nurmehr ein „heiliger Rest“ sichtbar ist, so enthüllt uns dieser alle übrigen Bestatteten repräsentierende Rest doch immer spannender und eindrücklicher, wie die ‚Heilige Gemeinde Worms‘ sich über Jahrhunderte strukturiert und erhalten hat, wie sie sich durch ihre Toten verstanden und Kontinuität verschafft hat. Ihr Friedhof ist nicht nur das steingewordene Archiv mit all dem, was ein Archiv an Wissen- und Erkenntnispotential bereithält, sondern ist auch steinernes Selbstverständnis in Form von Liturgie, Fürbitte und Segen.

Zu entschlüsseln sind die Nachrufe auf Kantoren und Vorbeter (genossen doch diese einst ein sehr viel höheres Ansehen als heute) und Sänger, auch die „Häupter der Sänger“, Chorleiter also, besonders fein gereimte auf Vorbeterinnen, Sängerrinnen für die Frauen. Auf Verwalter der Kasse der Sozialfürsorge, auf Gelehrte, auf Vorsteher, auf Mäzene, seien es Frauen oder Männer, auf Hebammen und auf die für die Synagoge webenden, spinnenden, Licht ziehenden und die Kranken besuchenden Frauen. Rabbiner samt Gattinnen lassen sich über das ganze Areal verteilt finden. Alle möchten als Vorbild dienen, das den Nachlesenden zeigt, dass das gute Leben möglich ist. Das Gedenken, das sich ausdrückt im Segenswunsch für die Toten, soll all dem gelebten Leben verhelfen zum „Garten Eden“, ins „Innerste des Gartens“, „unter den Baum des Lebens“, zur Schau Gottes.

Erstaunlich will uns scheinen, dass sich noch kein Kunsthistoriker des sich wandelnden Stils, der Formen und des Schmucks der Grabmale angenom-



Joel ben Meir, 1140,
Mitte rechts

men hat, von den Formen der Beschriftung ganz zu schweigen! Die hochrechteckige, keilförmig nach unten verjüngte Stele ohne Rahmung weist auf das späte 11., das 12. oder auch noch das frühe 13. Jahrhundert. Mehr und mehr setzen sich romanische Steine mit vertiefter, rundbogig abschließender Schriftfläche durch. Einzigartig in der Welt sind die zahlreichen wie Kirchenfenster der Gotik wirkenden, mit Maßwerk, mit Drei-, Fünf-, oder Sieben-Pass ausgestalteten Grabmale des 13. und 14. Jhdts. – statt der Füllung mit farbigen Glasszenen sind hier steinerne Inschriften wahrzunehmen – ein seltenes Beispiel für „Wort“ statt „Bild“. Und ein recht praktisches Zeichen des Zusammenwirkens von Handwerkern der Dombauhütte gleich nebenan und einer im 13. und bis 1348 noch recht gut situierten Wormser „Kundschaft“ für noble hebräische Denksteine.

In der Zeit der Renaissance fallen ihre markanten Rechtecke, von umlaufenden Kehlungen gerahmt, weniger stark ins Auge, denn ihre gestalterischen Unterschiede zeigen sich erst aus nächster Nähe. Die barocken Steine des 17.–18. Jahrhunderts sind eher schlicht gehalten und weisen auch, verglichen mit denen in Frankfurt oder Hanau, nur wenige „Hauszeichen“ (Waage, Roter Ochs, Zum Stern usw.) auf.

Uns ist es nun nach allen Vorarbeiten vorrangig um die möglichst vollständige und exakte Erfassung, Kommentierung und Veröffentlichung der Inschriften zu tun. Deren sorgsames Lesen und Edieren verheißt eine wachsend reichhaltige und über die einzelnen Namen hinaus erhellende Auskunft zu Religion und Kultur, zur Mentalität und ihrem fast unmerklichen Wandel, zu einzelnen Familien, die als Kohanim (Priester) und Leviten leichter zu unterscheiden sind von anderen schwieriger zu fassenden – kurz, Facetten des Lebens von Frauen und Männern der altherwürdigen Gemeinde zu Worms vom 11. bis ins 18. Jahrhundert wie auch über die familiären, gelehrten und wirtschaftlichen (oft ist dies gradewegs identisch) Beziehungen zwischen den einst partnerschaftlich verbundenen und in ihren innerjüdischen Entwicklungen doch auch so unterschiedlichen „Sch'U'M“-Städten: Spira, Warmaisa, Magenza.

Einige der vielen unkonventionellen Grabinschriften, die bereits erfasst und untersucht sind, seien kurz vorgestellt. Sie demonstrieren, was es zu berücksichtigen gilt und was die Inschriften über

die unter ihnen Ruhenden und ihre Zeitgenossen wissen lassen.

Beginnen wir mit den um ihres Judentums willen Getöteten, (*qedoshim*, Märtyrer) – die im 1. Kreuzzug 1096 Ermordeten haben kein sichtbares Gedenken, das ausdrücklich ihnen gewidmet worden sein könnte. Stattdessen gilt es zahlreichen Einzelnen. Einer davon ist Samuel ben David (Nr. 381), zu Tode gebracht 1261, sein Stein kaum mehr lesbar. Der Nachruf ist zugleich eine Anklage der Obrigkeit, die sich, so wird auf biblisch-dichterisch zitagesättigte Weise angedeutet, eines Justizmords schuldig gemacht hat. Samuel war „in die Hände Esaus (und seiner Kebsweiber!) gefallen“, die „sein Blut vergossen“. Sie „mordeten und erben“. Die Klage hebt an mit einem an 2 Könige 2, 12 angelehnten Ausruf. Sie bezieht sich auf die Elija-Erzählung, um die Umstände des Todes als Justizmord erkennen zu lassen (wie es der von Isebel und Achab angezettelte an Nabot war, 1 Kön 21). Die Bitterkeit der Klage findet ihren scharfen Ausdruck mit Hiob 15,15a: „Seinen Heiligen (Plural) vertraut Er (Gott) nicht...“ Und noch einmal steht der Plural: „Er bewahre sein Leben mit dem seiner Heiligen alle“. Im Plural also wird der Märtyrer gedacht. Erst im 14. Jh. kann sich *qadosh* als Singular für einen einzelnen Märtyrer durchsetzen. Nun erst löst der Begriff frühere Wendungen für den gewaltsamen Tod um des Glaubens willen ab, wie *neherag* und *neherag al jichud hashem*, erschlagen, ermordet um des Bekenntnisses der Einheit Gottes willen.

Muss noch gesagt sein, dass die Inschrift auch sprachlich kunstvoll gearbeitet ist? Sie reimt auf – *ss(h)av*, so auch den Namen Esau (*'Essav*), der einst für „Rom“ und nun für die Christenheit steht, und die „Götzendienen“ (*'osskej shav*) heraushebend. Ein niedriger Stein, dem nahen Dom und seinem Gerichtsportal gegenüber, eine Inschrift der Jahre des Interregnums, die die krasse Verschlechterung der Beziehungen von Christen und Juden im späten 13. Jh. einzigartig konkret zum klagenden Ausdruck bringt: „Mein Bruder, mein Bruder, Israels Wagen und seine Reiter!“ (Zeile 1, nach 2 Kön 2, 12).

Im Reim ähnlich auffällig ist die Inschrift für Mosche b. Aharon (Nr. 297), um die Jahrtausendwende von 5000/1240. Von „großer Gelehrsamkeit und aus bester Familie“, wurde ihm eine 18-zeilige Inschrift zugedacht. Je zwei Zeilen bilden eine syntaktische Einheit, und jede zweite Zeile endet auf



R. Natan ben Isaak *hakohen*, 1186

elokim, Gott – ein ungewöhnlicher Reim für Grabinschriften.

Mosche b. Aharons Text hat mit dem für Samuel b. David gemeinsam, dass auch er unvermittelt mit einem nicht geläufigen Schriftzitat (hier 1 Samuel 4, 21f und 19a) einsetzt. Auch diese Inschrift eines tief betrauten Lehrers, über den wir sonst nichts wissen, verwebt Bibel- und Talmudzitate. In einem Gespräch in Heft 1 von Kalonymos 2009 haben wir uns darüber ausgetauscht. Nicht wenige Steine zeigen solche und andere ungewöhnliche Texte, von denen jeder einzelne neue Fragen aufwirft, die erst der Vergleich des Ensemble und erhoffte weitere Quellen beantworten werden.

Wollen wir familiäre Verbindungen, genealogische Zusammenhänge nachzeichnen, so sind wir vor allem auf die wiederkehrenden Namen, vor allem von *kohanim* und Leviten angewiesen, da die zusätzliche Nennung zusätzliche Sicherheit gibt. Da aber dieser „Status“ über die männliche Linie weitergegeben wird, fehlt bei Töchtern eines (vermuteten) *kohen*, dessen Name ja genannt wird, häufig die Beifügung *hakohen*. Das erschwert die Arbeit, denn wir suchen ja aufs Neue zu vernetzen, was zusammengehört und was andere Zweige der Wissenschaft ihrerseits aufnehmen und nutzen werden.

Hier folge das Beispiel einer in Worms über Generationen ansässigen Familie von *kohanim*: Das erste für uns fassbare Mitglied ist Joel b. Meir *hakohen*, gestorben 1140 (Nr. 122). Nicht nur er, auch sein Vater namens Meir, beide werden als „Pflanzstätte von Heiligen“ (wieder der Plural) apostrophiert. Wir nehmen es als noch unbewiesenen Hinweis darauf, dass damit Märtyrern dieser Familie (des Pogroms von 1096) gedacht werden soll. Gern würden wir sie mit einer Mainzer Familie bekannter Gelehrter verknüpfen. Da das noch spekulativ ist, bleiben wir in Worms und finden hier weitere Angehörige. Joels Nachruf schildert ihn als bescheidenen und verlässlichen Verwalter der Armenkasse, torakundig, der Gemeinde lieb und teuer. Wie die gehobene noble Sprache dieses, so auch die Steine der Nachfahren.

Von den inzwischen identifizierten Nachfahren dieser Vornehmen (sie entziehen sich dem Blick erst im frühen 14. Jh.) sei hier einer noch genannt. Dank einer synagogalen Gedenkinschrift, die die Namen Meir und Joel beinhaltet, haben wir die Freude einer außerordentlichen Entdeckung. Meir ben Joel, *kohen*, Vorsteher, war mit Gattin Judith

der Stifter der Frauensynagoge („Weiberschul“), erbaut 1213 – so die aus dem Schutt gerettete Tafel. Wie sehr eng Synagoge und Friedhof zusammengehören, zeigt das Grabmal von Meir b. Joel. 1224 (Nr. 243). Es ist dem spätromanischen Portal der 1213 gestifteten Frauensynagoge nachempfunden, nachgebildet! Hier gilt nicht das lobende Wort, sondern das Bild generöser Tuns. Das Portal selbst ist Würdigung und Dank, nicht nur Pforte zum Jenseits.

In jener Frauensynagoge wird Frau Malkah Tochter des Herrn Chalafta, 1228 (Nr. 269) ihren Dienst als Vorbeterin der Frauen verrichtet haben. Ihr Nachruf lässt auf Achtung und Anerkennung von Vorbeterinnen schließen, denn auch die Inschrift von Malkahs nachgeborener Kollegin Orgiah, Tochter des Herrn Abraham, 1275 (Nr. 903) zeichnet sich durch hohen Respekt und literarische Qualität aus. Orgiah (von frz. Orgie?) ist seit 1855 als „Urania“ bekannt geworden, eine verzeihliche Fehllese, denn die Frauennamen stammen nicht selten aus den romanischen, deutschen, auch slawischen Sprachräumen und waren damals kaum mehr bekannt.

Malkahs und Orgiahs Funktionen kannten noch keine eindeutige Titulatur, ihr Tun musste elegant umschrieben werden. Ähnlich gilt dies für den später gebräuchlichen Begriff *parnas*, Vorsteher, von dem im 12. Jh. nur erst umschreibend die Rede ist, so bei R. Natan ben Isaak *hakohen*, 1186 (Nr. 162): „er leitete die Generation in Sanftmut, Frieden und Gradheit.“

Auch die Inschriften der genannten Vorbeterinnen zeichnet aufwendiger Reim aus. Damit er nicht an uns verloren gehe, illustrieren ihn Kringel. In der Inschrift eines Vorbeters, Beschneiders und Lehrers namens Abraham bar Menachem, 1266 (Nr. 1066) kennzeichnen sie auch ein Chronogramm, was in Worms um 1280 auffällig häufig dazu dient, die Jahreszahl mit Formen des Verbs *ga'al* (erlösen) zu umschreiben. Ein starker Ausdruck der heftigen Erlösungshoffnung jener ersten Jahrzehnte des Sechsten Jahrtausends, nach den Mongoleneinfällen der 1240er Jahre. Erinnerung sei erneut an Maharam Rothenburg, R. Meir b. Baruch, der mit Gelehrten und Schülern in eben jenen 1280ern aufbricht ins Land Israel, in den Alpen gefasst und, gefangengesetzt, Jahre in Festungshaft verbringt, bis er lang nach seinem Tod 1307 die Ruhe findet. Nicht viele Lebensgeschichten können so vielfarbig



Nr. 1061, Ausschnitt
links oben

und spektakulär sein, doch lehrt Worms, auf feinste Andeutungen und unscheinbarste Zeichen zu achten, bewusst gesetzte und unbeabsichtigt hinterlassene. Grade hier ist die Fülle dessen, was Steine zu sagen haben, längst nicht wahrgenommen, geschweige denn ausgeschöpft.

Was sagen die Symbole und Ornamente? Wir zählen über 20 Darstellungen von Lilien auf Steinen, die zwischen 1200 und 1320 errichtet wurden. Was haben sie zu bedeuten?

Wenn sie für Frauen und auch für Männer blühen, mehrfach jungen, unverheiratet Gestorbenen gelten, wenn sie bestimmten Familien zugehörig sein könnten, so spielen diese Lilien unterschiedliche Rollen. Werden wir sie unterscheiden, erklären können, warum sie so beliebt sind, aber nach 1320 nicht mehr auftreten? Warum Rosen sie ablösen?

Schwieriger als jene Fragen zu beantworten, wird es, wenn es an die Lesung mancher Steine geht. Die Bemühungen von Rheinland-Pfalz, das Erbe von SchUM in den Rang des Weltkulturerbes zu heben, haben die Medien erreicht. Das ZDF zeigt „Jerusalem am Rhein“, und „spiegel online“ berichtet über 3D-Scans einer mächtigen, 26 Zeilen langen Inschrift aus dem späten 13. Jh., an der sich unsere Augen nicht satt sehen können. Seit langem beschäftigt uns Nr. 1061. Welche bedeutende Persönlichkeit verbirgt sich hinter der ausladenden Inschrift? Dem extrem verwitterten, durch Beschuss (Zerstörung Worms' 1689?) beschädigten Stein waren bis vor kurzem nur die ersten und letzten beiden Zeilen abzugewinnen. Jetzt erfahren wir Unterstützung des Zentrums für Wissenschaftliches Rechnen der Uni Heidelberg. Ein 3D-Streifenlichtscanner zeichnet noch die kleinsten Oberflächenunterschiede auf. Aus der Datenwolke lässt sich eine 3D-Darstellung des Steins generieren. Wird der Lesefortschritt hinreichen, den prominenten Toten zu identifizieren? Reicht die Leistungsstärke unserer Computer aus, 3D-Bilder zu drehen und zu wenden, bis wir die beschädigte Inschrift rekonstruieren und verstehen?

Unsrer Gegenwart ist es möglich und daher aufgegeben, zu retten was nur zu retten und zu bewahren ist. Was wissen wir von den Fragen, die Zukünftige an jene Quellen stellen wollen? Was wird beantwortet werden, was wir nicht zu beantworten wissen, die wir uns doch unseren Vorgängern in mancher Hinsicht überlegen fühlen? Man redet heute so gern von „christlich-jüdischer Tradition“,

schert sich aber keinen Deut darum, ob und wie Judentum „post Christum natum“ überhaupt Eigenständigkeit gelebt und sein Leben, sein Ethos und seine Kultur weiterentwickelt hat. Ob Enklave oder Exklave – der „Heilige Sand“ lehrt Religion und Kultur in ihrer Eigenständigkeit und deren Beziehungsnetzen zu erkennen – live.

*

Wenn Sie uns bisher geduldig gefolgt sind, so nehmen Sie doch auch unseren Appell freundlich auf, den wir hier an jene unserer Leserinnen und Leser richten, die besonders interessiert an unserem großen Projekt sind: Wäre dies aufwendige Vorhaben solide finanziert, so würden wir uns nicht mit der Bitte um finanzielle Unterstützung an Sie wenden – es gibt ja wahrlich genug „worthy causes“, die es uns allen erleichtern wollen, die Steuerlast zu mindern, indem wir spendend Gutes tun. Unser „Worms“-Projekt ist über mehrere Jahre aus eigener Initiative begonnen und mit eigenen Mitteln angegangen worden. Es genießt nun allmählich wachsende Unterstützung, und so trägt die Generaldirektion Kulturelles Erbe aus stets zu geringen Mitteln zur Konservierung und Restaurierung von Steinen bei; die Stadt Worms und ihr traditionsreicher Altertumsverein, auch einzelne Firmen wollen sich engagieren. Wir jedoch können die Arbeit der Lesung, Übersetzung usw. nur fortsetzen, wenn das Projekt, mehr noch, unsre Existenz als Forschungsinstitut im Land Nordrhein-Westfalen einigermaßen gesichert ist. Derzeit reicht unser Budget für „Worms“ nicht mehr hin. Wir bitten daher angesichts der Würde und Dringlichkeit der Aufgabe um Ihre wohlwollende Unterstützung. Gern werden wir die Namen der Spenderinnen und Spender, die dies nicht ablehnen, dankbar nennen, wenn in einigen Jahren die Buchpublikation erscheinen wird – zuvor bereits im Internet, demnächst unter den „epidat“-Datenbanken. Alle Spenden (Stichwort „Worms“) werden bescheinigt und sind steuerlich absetzbar.

Wir danken sehr herzlich!

Mitteilungen

Foto: Harald Lordick



Stephen Whitfield
und Michael Brocke

Gut besucht war die Mitgliederversammlung des Steinheim-Instituts am 15. November 2010. Im Anschluss an die Vereinsgeschäfte hielt Stephen Whitfield einen öffentlichen Vortrag in mühelosverständlichem Englisch. Der Professor für *American Studies* an der *Brandeis University*, Waltham Mass., war mehrfach Gastwissenschaftler in Europa und Israel und hat zahlreiche Bücher veröffentlicht. Sein brillanter Vortrag galt dem hierzulande kaum bekannten jüdischen Engagement seit den 1920er Jahren für die Gleichberechtigung der schwarzen Bevölkerung in den USA. „Jews played an important role as *cultural managers*“, so die These Whitfields, die er anhand von biografischen Studien entfaltete. So sprach er auch über Sol Hurok, den Manager der begnadeten Sängerin Marian Anderson, der dafür sorgte, dass sie in den großen Spielstätten der USA, die ihr wegen der Rassendiskriminierung verwehrt waren, endlich auftreten konnte. Whitfield stieß auf großes Interesse, was sich in einer regen Diskussion zeigte. *hl*

Der jüdische Friedhof Ahaus im Münsterland, ein weiteres unserer Friedhofsprojekte, konnte nun abgeschlossen werden. Im November erschien unsere Publikation, gleichzeitig wurde Ahaus auch online in „epidat“ (www.steinheim-institut.de) veröffentlicht. Der Friedhof zeigt ein seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend geschlossenes Ensemble von Grabsteinen. Jeder Stein steht zwar als Denkzeichen für ein Individuum, doch in ihrer Gesamtheit sind die in frommer Schlichtheit und schlichter



Nathanja Hüthenmeister: Jüdischer Friedhof Ahaus. Duisburg 2010. 152 Seiten mit zahlreichen Fotografien von Bert Sommer u.a.. 16 Euro. ISBN 978-3-9807566-6-2. Bezug: Steinheim-Institut

Frömmigkeit gestalteten Grabmale und Inschriften das Spiegelbild des Gemeindelebens insgesamt. So zeigt auch dieser „Gute Ort“ die beiden Pole



Jakob Steinhardt:
Marian Anderson (27.2.1897–8.4.1993)
Holzschnitt 1959
(Sammlung des Steinheim-Instituts)

deutsch-jüdischer Geschichte und Existenz, die innige Verbundenheit mit der engeren Heimat und das Bewusstsein eigener uralter Geschichte. Mit seiner detailreichen Schilderung der Personen, der ihnen gewidmeten Grabmale und ihren Nachrufen erklärt das Buch den jüdischen Friedhof Ahaus und dient dem Besucher dieser Oase der Stille als Kenntnis vertiefende Begleitung.

Mit einem Vortrag zum Friedhof wurde das Buch in einer Veranstaltungsreihe rund um die Ausstellung *Jüdische Familien in Ahaus – eine Spurensuche* am 23. November vorgestellt.

Mit dem jüdischen Friedhof in Immenrode konnten wir im Auftrag des Schlossmuseums Sondershausen und finanziert vom Landesdenkmalamt einen weiteren Friedhof in Thüringen dokumentieren und in „epidat“ veröffentlichen. Der vermutlich auf das



18. Jahrhundert zurückgehende Friedhof ist stark zerstört – nur wenige, größtenteils beschädigte Grabsteine und Grabsteinfragmente stehen oder liegen heute noch auf dem an einem flachen Hang drei Kilometer südöstlich des Dorfes gelegenen Gelände. Sie werden in den kommenden Monaten teilweise restauriert und aufgerichtet.

Gefördert aus dem Leo Baeck-Programm veranstaltet das Institut für niederrheinische Kulturgeschichte und Regionalentwicklung der Universität Duisburg-Essen in Kooperation mit der Niederrhein-Akademie/Academie Nederrijn e.V., der Alten Synagoge Erfurt und dem Steinheim-Institut eine **Lehrerfortbildung**. Das eintägige Unternehmen zum Thema „Jüdisches Leben im Mittelalter – Blick auf zwei regionale Zentren“ bietet auch eine Exkursion nach Erfurt. Interessenten können sich bis 15. Februar beim InKuR (www.uni-due.de/inkur/) anmelden. *nh*

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Karina Küser

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon

+49(0)203-370071

Fax

+49(0)203-373380

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtsparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Ein Denkmal für Salomon Maimon



Im Sommer 2009 wandte sich die Archivarin aus Kozuchów (Freystadt in Schlesien), Edyta Czaplinska, an das StI und bat um Informationen zur Begräbnisstätte des berühmt-verkannten Aufklärungsphilosophen Salomon Maimon. Im Park des Gutes Niedersiegersdorf befanden sich Steine, die Reste seines Grabes oder eines Denkmals sein könnten. Um Maimon zu würdigen, plane das zuständige Denkmalamt eine Rekonstruktion, doch es fehle an Quellenmaterial dazu. Die Mitarbeiter des StI waren sich anhand der fotografierten Fragmente schnell einig, dass es sich hier nicht um einen Grabstein handeln konnte, eher wohl um ein Denkmal. Nachweise dafür fanden sich zunächst freilich nicht.

Die in polnischen Publikationen gelegentlich zu findende Vermutung, es sei ein Grabmal, führt immer nur auf einen Ausgangspunkt zurück: der mündlichen Überlieferung der Familie von Kalckreuth. Das *Polnische Biografische Wörterbuch* folgt dagegen der Darstellung von Bendavid, nach der es sich im Garten des Familiengutes nicht um eine Grabstätte handeln kann: *Gern hätte Maimon es gesehen, wenn seine Hülle da zu Ruhe gekommen wäre, wo sein Gemüth sich so oft in Ruhe gewiegt hatte: in dem Garten seines Wohlthäters. Aber die Bürgerschaft des Ortes wollte es nicht erlauben; sein Leichnam ward von den Juden zu Glogau abgeholt; kein Geistlicher folgte dem Sarge des Irrgläubigen; Straßenbuben bestatteten ihn zu Grabe.*

In Schlesien am 22.11.1800 gestorben, lag ein langer Weg hinter dem 1753 als Shlomo ben Josua im Großfürstentum Litauen geborenen „Talmudwunderknaben“, wie man ihn betitelte. Seinen Namen Maimon hatte er aus Verehrung für Moses Maimonides angenommen. Die Sehnsucht nach wissen-

schaftlicher Bildung treibt ihn 1777 nach Deutschland. Über Königsberg gelangt er nach Berlin. Aber die dortige Gemeinde, die in ihm eine Bedrohung für das Judentum sieht, gewährt ihm keinen Einlass. Erst 1780 darf er sich in Berlin niederlassen. Der von Maimons Arbeiten tief beeindruckte Moses Mendelssohn führt ihn in die Berliner jüdischen Kreise ein. 1790 veröffentlicht er sein Hauptwerk *Versuch über die Transzendentalphilosophie*, ein Kommentar zu Kants *Kritik der reinen Vernunft*. Kant, der ein handschriftliches Exemplar erhält, ist voll des Lobes darüber. Von Zeitgenossen gewürdigt für seine Denkkraft, die er unter „drückendsten Umständen“ entwickelte, meinte er selbst, „sein Geist nicht aber sein Name“ würde „unsterblich“ bleiben. Heute wird als sein großes Verdienst gesehen, dass er „die Philosophie des Mittelalters mit der Philosophie der Aufklärung ins Gespräch“ brachte. (Gideon Freudenthal, *Interkultureller Kommentar als Methode systematischen Philosophierens*, in *Aschkenas* 2011)

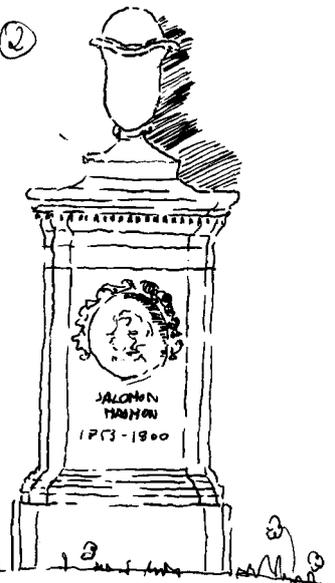
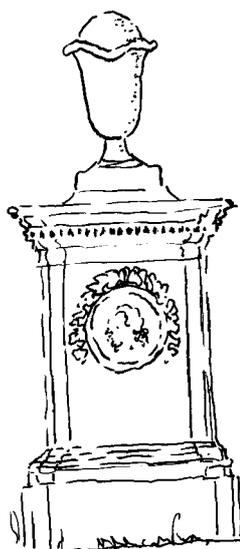
Den Lebensabend verbringt Maimon auf dem Gut seines treuen Förderers Graf von Kalckreuth in Niedersiegersdorf, wo sein Leben schließlich endete.

Edyta Czaplinska korrespondierte intensiv mit Institutionen in Deutschland und Polen in dieser Frage, und das StI beschaffte etliche Quellen für sie. Ihre zweijährige Suche wurde schließlich doch noch belohnt: In der Stadt Pobrzie fand sich eine Darstellung, die Klarheit bringt. Eine ältere Bewohnerin des Ortes ist im Besitz eines Foto, dass sie als kleines Mädchen auf dem Denkmal stehend zeigt. Die Abbildung ist eine gute Grundlage für die Restaurierung und trägt dazu bei, dass man Salomon Maimons an seinem einstigen Lieblingsplatz wieder gedenken können. mac/kk/hl

pomnik Salomona Maimona
w parku w Kozuchowie

①

②



R. Gajnyrek 2010